

(Nachdruck verboten.)

33]

Toma Gordjejew.

Roman von Maxim Gorli. Deutsch von Klara Brauner

„Ich werde ihm . . . den Kopf abbeißen, Närrin!“ entgegnete der alte Djubow. „Was kann ich ihm denn thun? Diese Schriftsteller sind nicht dumm und sind darum auch eine Macht, eine Macht sind sie, diese Teufel! Ich bin ja nicht der Gouverneur, und auch er kann ja einem Weber die Hand verstauchen noch die Zunge binden. Sie nagen an uns langsam wie die Mäuse, und man vergiftet sie nicht mit Bündhölzern, sondern mit Rubeln . . . ja, ja! Nun, wer ist es also?“

„Erinnern Sie sich, als ich noch in der Schule war, kam ein Gymnasiast, Jeschow, zu uns? So ein kleiner, schwarzer . . .“

„Um! Gewiß, ich habe ihn gesehen! Ich weiß schon. Also der ist es?“

„Ja, der . . .“

„So eine Maus! Man konnte schon damals sehen, daß aus ihm nichts Rechtes würde. Er war schon damals allen im Wege. Ein aufgeweckter Knabe! Ich hätte mich damals mit ihm befassen sollen, vielleicht wäre etwas aus ihm geworden.“

Djubow lächelte spöttisch, indem sie den Vater anblickte, und fragte herausfordernd:

„Ist denn der nichts, der in Zeitungen schreibt?“

Der Alte antwortete lange nicht, trommelte mit den Fingern auf den Tisch und betrachtete sein Gesicht, das sich im blank gepuhten Kupfer des Samowars widerspiegelte. Dann erhob er den Kopf und sagte eindringlich und mit Eifer:

„Das sind keine Menschen, das sind Geschwüre! Das Blut der Russen ist gemischt und verdorben, und von diesem schlechten Blut stammen alle diese Bücher- und Zeitungsschreiber, diese grimmigen Pharisäer. Sie schwären überall auf, und zwar immer mehr. Woher kommt diese Fäulnis des Blutes? Von der langsamen Bewegung. Woher kommen zum Beispiel die Mücken? Vom Sumpf. In stehendem Wasser entsteht allerlei Gewürm. In einem untergeordneten Leben ist's ebenso.“

„Das ist nicht richtig, Papa!“ sagte Djubow weich.

„Wieso ist das nicht richtig?“

„Die Schriftsteller sind die uneigennützigsten Menschen. Das sind edle Naturen! Sie wollen ja nichts für sich, sie streben nur nach Gerechtigkeit . . . nur nach Wahrheit! Sie sind keine Mücken!“

Djubow wurde lobhaft, während sie die ihr nahestehenden Menschen lobte; ihr Gesicht flammte und ihre Augen blickten den Vater mit einem Ausdruck an, als bäte sie ihn, ihr zu glauben, da sie nicht im stande sei, ihn zu überzeugen.

„Ach, Du!“ unterbrach sie der Alte seufzend. „Du hast Dich vollgelesen! Du hast Dich vergiftet. Sag' mir, wer sind sie? Das weiß man nicht! Zum Beispiel Jeschow . . . was ist er? Ein Lamm Gottes! Sie streben nur nach Wahrheit, — was soll man dazu sagen? So etwas Bescheidenes! Und wie ist's, wenn die Wahrheit das Allertuerste ist? Wenn vielleicht jeder schweigend nach ihr sucht? Glaube mir, ein Mensch kann nicht uneigennützig sein . . . er wird sich nicht für etwas schlagen, das ihm fremd ist . . . und wenn er es thut, ist er ein Dummkopf und wird niemand nützen! Der Mensch muß sich selbst verteidigen können . . . das, was sein eigen ist . . . dann wird er es zu etwas bringen! Auch etwas! Die Wahrheit! Ich lese fast vierzig Jahre eine und dieselbe Zeitung und sehe gut . . . Da ist mein Gesicht vor dir, und vor mir im Samowar ist auch mein Gesicht, aber ein andres . . . Diese Zeitungen verleihen allem eine Samowarfrage und sehen nicht das wahre Gesicht . . . Und du glaubst ihnen . . . Ich weiß aber, daß mein Gesicht im Samowar verzerrt wird . . . Man kann niemand die echte Wahrheit sagen: der Mensch hat eine zu dünne Mehle dafür . . . sie ist auch niemand bekannt, die echte Wahrheit . . .“

„Papa!“ rief Djuwa wehmütig aus. „In den Büchern und Zeitungen werden doch die gemeinsamen Interessen aller Menschen verteidigt.“

„Und in welcher Zeitung steht, daß Dich das Leben langweilt, und daß Du längst hättest heiraten sollen! Deine Interessen werden also nicht verteidigt! Ach, Du! Auch meine Interessen werden nicht verteidigt. Wer weiß, was ich will? Wer außer mir versteht meine Interessen?“

„Nein, Papa, das alles ist nicht das Richtige, nein! Ich kann Ihnen nichts erwidern, doch ich fühle, daß es nicht so ist!“ sagte Djubow fast verzweifelt.

„Das ist doch so!“ sprach der Alte bestimmt. „Rußland ist voller Wirren, es giebt nichts Festes darin: alles wankt. Alles lebt schief, geht auf einer Seite; es giebt keine Harmonie im Leben . . . Jeder brüllt auf seine Weise. Und niemand versteht, was der andre benötigt! Alles ist im Nebel, alle atmen den Nebel ein, darum ist das Blut der Menschen faul, daher kommen die Geschwüre. Den Menschen ist viel Freiheit zu denken gegeben, es ist ihnen aber nicht erlaubt, etwas zu thun — darum lebt der Mensch nicht, sondern er fault oder stinkt . . .“

„Was soll man also thun?“ fragte Djubow, indem sie ihre Ellbogen auf den Tisch stützte und sich gegen den Vater neigte.

„Alles!“ schrie der Alte voll Eifer auf. „Alles soll man thun können! Jeder soll das thun, was er kann! Und darum muß man den Menschen die volle Freiheit geben, die volle Freiheit! Wenn die Zeit schon einmal so ist, daß jeder Grünschnabel glaubt, er könne alles und sei geschaffen, um über das Leben ganz zu verfügen — dann soll man dem Galgenstrich die Freiheit geben! Lebe dich nur aus, du Luder! Lebe nur! Ach! Dann würde eine Komödie folgen: wenn der Mensch fühlt, daß er keine Zügel mehr hat, dann wird er über seine eignen Ohren hinaus wollen und wird wie eine Feder hin und her fliegen . . . Er wird sich für einen Zauberer halten und wird sich aufzublasen suchen . . .“

Der Alte machte eine Pause und fuhr mit einem sardonischen Lächeln und mit gesenkter Stimme fort:

„Er hat aber keine große Fähigkeit, etwas zu schaffen! Er wird einen oder zwei Tage wichtig thun, wird sich nach allen Seiten hin spreizen und wird bald schwach werden, der Arme! Denn sein Inneres ist durchfault . . . Ha, ha, ha! Da werden die echten Menschen das Täubchen fangen, ha, ha, ha! — jene würdigen, echten Menschen, die die wahren Herren über das Leben sein können . . . die das Leben nicht mit dem Stod und nicht mit der Feder, sondern mit der Hand und mit der Vernunft regieren werden. Sie werden sagen: Nun, seid Ihr müde, Ihr Herren? Sie werden sagen: Nun, Eure Milz verträgt wohl kein richtiges Feuer? So—o! . . .“ Und der Alte schloß seine Auseinandersetzungen mit erhobener Stimme, in gebieterischem Ton:

„Nun, Ihr Gefindel, schweigt und müßt nicht! Sonst werden wir Euch von der Erde schütteln, wie Würmer vom Baum! Schweigt, Ihr Täubchen! Ha, ha, ha! Das wird geschehen, Djuwa. Ha, ha, ha!“

Der Alte war guter Laune. Seine Gesichtsfurchen bewegten sich, er zitterte, sich an seinen Worten berauschend, schloß die Augen und schmaßte mit den Lippen, als koste er seine Weisheit aus.

„Und dann werden diejenigen, die im Wirrwarr die Oberherrschaft gewinnen, das Leben auf ihre Art weise einrichten. Die Sache wird dann nicht aufs Geratewohl vor sich gehen, sondern wie nach Noten! Wir werden das nicht erleben, schade!“

Die Worte des Vaters fielen eins nach dem andern wie Maschen eines großen, festen Netzes auf Djuwa herab; sie fielen herab und umstrickten sie, das Mädchen konnte sich davon nicht befreien und schwiag, durch die Rede des Vaters betäubt. Sie blickte ihm angestrengt ins Gesicht und suchte in seinen Worten nach einer Stütze für sich; sie hörte aus ihnen etwas heraus, was sie auch in den Büchern gelesen hatte, und was ihr als die echte Wahrheit erschien. Doch das schadenfrohe, triumphierende Lachen des Vaters stach sie ins Herz, und diese Furchen, die wie kleine, dunkle Schlangen über sein Gesicht krochen, flößten ihr Angst vor ihm ein. Sie fühlte, daß er sie fort von dem, was ihr in ihren Träumen

so einfach und leicht erschienen war, irgendwohin in die Weite führte.

„Papa“, fragte sie auf einmal den Alten, einem plötzlich erwachten Gedanken und Gefühl gehorchend, „Papa! und was... was ist Ihrer Meinung nach Tarax?“

Maria fuhr zusammen. Seine Brauen bewegten sich zornig, er richtete seine scharfen Augen fest auf das Gesicht seiner Tochter und fragte sie trocken:

„Was ist das für ein Gespräch?“

„Darf man denn nicht von ihm sprechen?“ fragte Juba leise und verlegen.

„Ich will von ihm nicht sprechen... Ich rate auch Dir nicht dazu!“ Der Alte drohte der Tochter mit dem Finger, machte ein finsternes Gesicht und senkte den Kopf. Er hatte sich selbst wohl nicht recht verstanden, als er sagte, er wolle von seinem Sohn nicht sprechen, denn nach einer Minute des Schweigens begann er düster und übellümmig:

„Tarax ist auch ein Geschwür... Das Leben haucht Euch an, Ihr Milchbärte, Ihr könnt aber keine wahren Gerüche nicht unterscheiden und schluckt jeden Schmutz hinunter, davon ist es dann in Euren Köpfen trübe... Und darum seid Ihr zu nichts fähig und seid deswegen unglücklich... Tarax... ja—a! Er ist jetzt schon gegen vierzig... er ist für mich verloren! Ist ein Sträfling mein Sohn? Das stumpfsinnige Ferkel... er wollte nicht mit seinem Vater reden und ist ertappt worden...“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Das glücklichste Reich der Erde ist ohne Zweifel gegenwärtig die Union. Nicht weil Amerika das Land ohne Mienen, ohne Vergangenheit, dafür aber mit unermeßlicher Zukunft ist. Auch nicht deshalb, weil die Vereinigten Staaten eine demokratische Republik sind, in der das Mittelalter überwunden ist, weil politische Freiheit statt Polizei und Staatsanwalt ungehemmte Entwicklung gewährt, weil jeder dort reden und schreiben kann, was er will, auch nicht der tausend andern Vorzüge wegen, die man gemeinhin der neuen Welt nachrühmt. Nein, die Vereinigten Staaten befinden sich deshalb zur Zeit auf der Sonnenhöhe seligsten Völkerglücks, weil in diesen Tagen eine Nacht getauft werden soll, und ein deutscher Prinz, deutsche Offiziere, deutsche Minister sich an diesem in die fernsten Zeiten hinausleuchtenden Ereignis beteiligen werden.

Zweimal täglich lese ich jetzt im „Berliner Tageblatt“ frisch vom Kabel, wie der Nationaljubel in Amerika von Stunde zu Stunde lawinenartig anschwillt. Selbst Varnum beginnen die Ausdrücke zu fehlen, um den Grad der Begeisterung angemessen zu beneimen, nachdem er neulich von einem umgekehrten Niagarafall, der aus der Tiefe gen Himmel steigt, unter großartigem Erfolg geredet hat. Auch in Deutschland interessiert man sich selbstverständlich für nichts andres wie für die Taufahrt. Solche gleichgültigen, geringfügigen Vorkommnisse wie etwa die Erscheinung, daß Hunderttausende von Menschen arbeitslos darben, müssen natürlich vor einem weltgeschichtlichen Akt, wie ihn die Nacht-Taufe darstellt, zurücktreten. Ja, ich empfinde es geradezu als taktlos, daß man die Herrlichkeit des deutsch-amerikanischen Festjubiläums durch die Erinnerung an derlei kleine Unebenheiten in den wirtschaftlichen Zuständen Deutschlands boshaft zu stören sucht.

Unter diesen Umständen muß ich es nur für eine grobe Unterlassungs- sünde und schwere Pflichtwidrigkeit erklären, daß die Redaktion des „Vorwärts“ bisher nicht das kleinste Kabeltelegrammchen über die mehrfachen Begeisterungsstränge in Amerika gebracht hat. Nicht einmal die glänzenden Meldungen des „Berliner Tageblatts“ hat sie nachgedruckt. Meines Erachtens muß das Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands immer und überall führend vorangehen. Statt dieser Aufgabe zu dienen, vertuscht es und schweigt es tot. Ich klage den „Vorwärts“ an, daß er die Aufmerksamkeit seiner Leser geistlich ablenkt auf unwesentliche Dinge, wie Arbeitslosigkeit, Zolltarif, Marine-Erlaß, Mißstände in der Justiz usw., und nur zu dem Zwecke, um seinen armen behörten Lesern die Wahrheit über die Amerikafahrt vorenthalten zu können.

Angeichts einer so erschreckenden Gewissenlosigkeit der politischen Redaktion des Blattes habe ich mich entschlossen, für meine Person wenigstens das Verzäunte nachzuholen. Ich habe mir einen drahtlosen Chiffrier-Special-Kabel-Tauf-Vertrichterflatter erworben, der dank seiner erstklassigen Verbindungen bereits heute in der Lage ist, den Parteigenossen zu melden, welche Ausbrüche des Hochgefühls die deutsch-amerikanische Verbrüderungstaufe die nächste Woche hervorrufen wird. Indem ich noch betone, daß mein Gewährraum nicht identisch ist mit dem Kabelleisten des „Berliner Tageblatts“ und auch für seine Vorwürfe nicht auskommt, lasse ich die dechiffrierten Freudenrausch- und Jubelwonne-Telegramme meines vorzüglichst informierten Gewährmannes, Hrn. Zocle, folgen:

Sonntag. Um die Sicherheit schönen Wetters zu haben, hat der Kongress heute eine Milliarde bewilligt, um in ganz Amerika mittels neu konstruierter Dynamit-Kanonen alle Wolken wegzuschießen. Das ist der Segentwurf betr. Herstellung von Höhenzollernwetter. Die Küste entlang werden in Entfernungen von 1000 Metern Wachtposten errichtet, die dafür zu sorgen haben, daß nicht Wolkenzüge aus dem Ausland passieren.

Alle Knaben, die in der nächsten Woche das Licht der Welt erblicken, sollen den Namen Heinrich erhalten. Mädchen dürfen in dieser Zeit überhaupt nicht geboren werden.

Die Anarchisten entfalten eine unheimliche Thätigkeit. Bei einem besonders gefährlichen Individuum, namens Patterson, fand man ein kleines Taschenmesser. Nach dem Zweck befragt, erklärte der Mensch frech, er brauche es zum Bleistift-Anspitzen. Der Verdächtige ist eingesperrt worden. Es besteht die Absicht, alle Anarchisten für einen Monat nach den Philippinen zu schaffen. Emma Goldmann ist unsichtbar verschwunden. Die Polizei ist unruhig.

Ein Ladeneinhaber in New York, der heute vor Zeugen erklärte, er würde an dem Tage der Ankunft sein Geschäft nicht schließen, wurde gelächelt. Er wurde mit echt preußischem Fusel übergossen und dann angesteckt.

Montag. In allen Schulen läßt man gegenwärtig die preußische Nationalhymne ein. In Hunderttausenden von Tafeln werden die Denkmäler der Siegesallee verbreitet. Ein bekannter Spekulant hat riesige Massen von Büchern über die preußisch-brandenburgische Geschichte in Berlin aufgestaut; sie werden mit Gold aufgewogen.

Ueber die Spalierbildung sind jetzt endgültige Bestimmungen getroffen worden. Es wird immer ein Regier, ein Weißer und ein Indianer abwechseln, so daß die Straßen gleichsam endlose lebendige deutsche Fahnen darstellen werden: schwarz-weiß-rote Menschenwälder. Der Sicherheit halber werden die Spalierbildenden Personen mit Handfesseln an die Laternen gebunden.

Auf allen Straßen hört man nichts andres mehr als „Hurra“ rufen. Der ganze amerikanische Sprachschatz ist in diesem einen Wort aufgegangen, das ganze amerikanische Seelenleben in diesem Begriff geronnen.

Die Anarchisten entfalten eine unheimliche Thätigkeit. Emma Goldmann ist noch immer verschwunden.

In New York wurde heute ein Mann, der behauptete, die Namen der zur Zeit lebenden deutschen Prinzen nicht zu kennen, auf fürchterliche Weise gelächelt.

Dienstag. Präsident Roosevelt hat soeben eine Verfügung erlassen, derzufolge jeder Amerikaner gegen eine einmalige Zahlung von 500 Dollar den Charakter eines Reservelieutenants erhalten kann. Alle Postämter stellen diese Verechtigungscheine aus. Der Zubrang zu den Postämtern war infolgedessen heute so stark, daß einige tausend Menschen erdrückt wurden. Es ist beschlossen worden, sie mit Reservelieutenants-Ehren zu begraben, auch wenn sie noch vor der Zahlung der 500 Dollar ihr Ende fanden. Ein schöner Tod!

Alle Deutschen in den Vereinigten Staaten sprechen in den nächsten vier Wochen nur englisch, um die Gäste zu ehren. Die Indianer studieren den Berlinischen Dialekt.

Die Anarchisten sind rühriger denn je. Die Polizei ist fieberhaft thätig. Emma Goldmann ist unaußfindbar.

Heute wurde in New York ein Kind gelächelt, weil es plötzlich die Zunge herausstreckte. Es behauptete zwar, es hätte sich nichts dabei gedacht, man erkannte aber wohl die Demonstration und zerriß das Scheusal in Stücke.

Mittwoch. Fünfzig amerikanische Orden wurden soeben gestiftet, jeder zu vier Klassen. Jeder Amerikaner kann die von ihm gewünschte Ordenssorte gegen die Erlegung des tarifmäßigen Satzes erhalten. Die fremden Gäste brauchen nur die Hälfte zu bezahlen. Die Regier und Indianer sind von den 10 höchsten, die Chinesen von den 15 höchsten, die Deutschen von den 20 höchsten Orden ausgezeichnet. Hundert Kadetten sind Tag und Nacht thätig, um die Orden herzustellen, die sehr gediegen und künstlerisch geschmackvoll in durchweg echtem papier mache mit abwaschbaren Linoleum-Einlagen ausgeführt werden. Die Nachfrage ist ungeheuer.

In Erwartung des Ausbruchs einer Magenkatarrh-Epidemie ist Ms. Eddy nach New York berufen worden.

Die Anarchisten entfalten eine furchtbare Thätigkeit. Bei mehreren wurden heute große Mengen von Streichhölzern, Stednadeln und ähnlichen gefährlichen Materialien gefunden. Die Polizei weiß nicht, wo Emma Goldmann gegenwärtig weilt.

Ein Abstinentzer, der sich weigerte, einen Liter Cognac auf das Wohl des Herrn v. Tirpitz zu trinken, wurde von der entrüsteten Menge unter einem Straßenbahnwagen geworfen, der ihn bis zur Unkenntlichkeit zerwalzte.

Donnerstag. Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten hat endlich eine standesgemäße Rangordnung erhalten. Wir brauchen uns jetzt nicht mehr vor Europa, insbesondere vor Deutschland zu schämen. Ein heute publiziertes Geleß verleiht folgende Titel: Kaiser, König, Großherzog, Herzog, Markgraf, Fürst, Graf, Freiherr, einfacher Adel. Alle Billionäre haben das Anrecht auf den Kaisertitel. Bis zum 10fachen Milliarden herab wird der König verliehen (mit und ohne von Gottes Gnaden), einfache Milliarden erhalten den Großherzog. In dieser Weise geht es herab bis zum bloßen Adel, der schon bei einem Vermögen von 100 000 Dollar erworben werden kann. Zu jeder Würde gehört eine entsprechende Uniform. Den Kaisern, den Königen, Großherzögen und Herzögen werden

Throne und Szepter zu den Selbstkosten geliefert. Der Adel ist rückwärts erblich, und je nach der Zahl der verlebten Ahnen abgestuft. Verlust des Vermögens zieht den Verlust des Titels nach sich, indessen können bei betrügerischem Bankrott unter gewissen Bedingungen die bisherigen Würden erhalten bleiben. Die Verdrängung über diese Neuordnung ist allgemein. Nur vernimmt man Bestimmungen, in welcher Weise die einzelnen Ränge mit einander auf dem Wege der Heirat in Verbindung treten dürfen. Man befürchtet Mesallianzen.

Die nationale Begeisterung ist zum Taifun angewachsen. Zehn Anarchisten wurden des Landes verwiesen. Man ist Emma Goldmann auf der Spur.

Eine Frau, die deutsch sprach, wurde von dem erregten Volke ertübt. Man will eine solche Verhöhnung der deutschen Gäste mit Recht nicht dulden.

Freitag. Präsident Roosevelt hat die letzte Hand an seine letzte Ansprache gelegt. Er ist ziemlich erschöpft, aber unendlich glücklich und enthusiastisch gestimmt. Er wird zunächst etwa 25 Ansprachen halten, u. a. über Joachim II., das Zinkreich, die rauchfreie Verbrennung, Goethe und Marc Twain, Beethoven und Souza, die religiöse Entwicklung Berlins und der Vororte in den letzten drei Jahrhunderten, die Zukunft der Schiffschraube, die Fabrikation von Lanolin, u. s. w.

Heute wurden alle Blätter konfisziert, weil sie ihre Begründungsartikel irrtümlich mit der Wendung: „Es lebe die Republik!“ geschlossen hatten. Dieses scharfe Vorgehen wird allgemein gebilligt. Wir dürfen keine derartige Verhöhnung des monarchischen Gefühls dulden.

Man hat schwere Besorgnisse wegen der Anarchisten, die sich dreift auf der Straße zeigen. Die Spur Emma Goldmanns ist wieder verloren.

Eine junge Dame, die auferheblich heute ein Mädchen geboren hatte, wurde samt dem Kinde sofort erschlagen, obwohl sie sich dazu bereit erklärt hatte, das Mädchen Heinrich zu taufen. Die Strafe ist streng aber gerecht.

Freitag mitternachts. Erfahre soeben, daß die Union den Antrag stellen wird, als Bundesstaat dem deutschen Reiche einverleibt zu werden.

Die Begeisterung wächst immer noch. Heute wurden 1200 Menschen vom Herzschlag getroffen, weil sie die Aufregungen des ungeduldigen Wartens nicht mehr ertragen konnten.

Emma Goldmann wird verfolgt. Geknagt wurde leghin ein alter Mann, der ein grimmiges Gesicht schnitt (angeblich wegen Zahnschmerzen — aber wer glaubt das!) und ein sechszehnjähriges Fräulein, das höhnisch lachte (angeblich über ihren Geliebten, aber wem kann man das einreden!)

Sonnabend. (Dringendes Kabellegramm.) Hurra, hurra, hurra!

Vier Wochen später.

Heute wurde das Gesetz publiziert, das gegenüber den deutschen Waren Zollzuschläge zwischen 200 und 300 Proz. verfügt. Diese Zollschläge treten in Kraft, wenn der deutsche Zolltarif Gesetz geworden ist. —

Kleines Feuilleton.

oo. Winterfahrt. Winterfahrt! Wißt Ihr eigentlich, was das bedeutet, Ihr da drinnen in der großen Stadt? Winterfahrt über knirschenden Schnee, durch berkneite Heiden, dem Wind entgegen bei Schlittenglockenklang! Ihr wißt ja noch nicht einmal, was Schnee ist. Ihr da drinnen in der großen Stadt. Wenn Ihr mit der Stadtbahn nach Halensee fährt und ein paar weiße Felder sich vor Euch ausbühnen, denkt Ihr schon, Ihr habt den Winter gesehen.

Ah ja, der Winter! Wundervoll ist der Winter, wenn man ihn draußen trifft, ganz weit draußen, da wo die Stadt nicht hin kommt mit ihrem Lärm und ihrer Lust. Nach Halensee, nach dem Grunewald kommt sie! Aber hier draußen... Die Schlittenglocken klingeln und die Pferde greifen aus. Das ist eine Fahrt. Endlos dehnt sich die Chaussee ins Weite. Die langen Baumreihen laufen zusammen, öffnen sich und laufen wieder zusammen, es ist eine Schlange ohne Ende. Und rechts und links Wald.

Märkische Kiefernheide ist es, eintönig, ewig gleich. Ewig gleich?

Draußen, wo die Sonne zu Mittag über den Föhren steht, ist der Schnee schon lange von den Ästen verschwunden, hier und da noch ein wenig, an schattiger Stelle, wenn der Wind durch die Wipfel streicht, sinkt auch er; durch das flimmernde Sommergold sinkt er wie eine Flut funkelnder Diamanten. Grün und frisch hängen die Nadeln oben an den Zweigen, saftvoll und kraftvoll. Es ist ein Schwellen und Keimen darin, ein Gruß vom Frühling.

Der Haselstrauch am Wegesrand hat seine Lenzfahnen auch schon herausgehängt: lange, grüne Rädchen flattern im Winde. Ueber den Birken hängt ein roter Duft. Nur kurze Zeit noch, dann werden die kahlen Äste wieder grün. Draußen an der Nordseite ist davon freilich noch nichts zu merken. Da liegt die Heide noch im

Schnee. Blauweiß breiten sich Gänge und Galben; auf allen Zweigen, auf allen Ästen drückt die schimmernde Last. Wo sie zusammen einlaufen mit den Stämmen, wo ein Anorpelchen, ein Höder sich vietet, überall glänzt es und gleißt und funkelt. In das eintönige Einerlei der schwarzen Stämme hat der Schnee ein Gewirr leuchtender Linien gezogen. Sie fliehen ineinander und verschlingen sich, sie streben empor und neigen sich nieder: der ganze Wald ein Märchenland, ein zauberhaft verschörfelter weißer Korallenstein.

Und durch all die funkeltende Herrlichkeit saust der Schlitten. Manchmal kommen niedere Schöningen, da stehen die Tannen im Schnee wie Weihnachtsbäume, auf denen weiße Glimmerwatte glänzt; manchmal öffnet sich eine Schneise, da schaut man waldein in ein weißes Schneeland. Draußen hinter den Hügeln steht der Eispalast der Schneekönigin. Wollen wir hin? Vorüber saust der Schlitten.

Und lichter wird der Wald, und rechts und links dehnen sich Felder. In endlose Weiten geht der Blick, über Acker und Wiesen, über Hügel und Niederungen. Hier und da ein Erlentusch, eine Pappelallee, ein verkornes Gehölz im Schnee vergraben. Durch Strauchwerk und Hecken windet sich ein Fließ. Krähen steigen aus dem dünnen Niedgras und streichen krächzend dem Walde zu. Das einzige Leben auf der ganzen Fläche.

Nein, doch nicht das einzige! Ferner klingen Schlittenglocken, und nun kommt es herangebraust: einer, zwei, immer mehr. Dorf Schlitten sind es, ungeheuerliche Dinger, die meisten Holzhusen mit Stroh umflochten, bemalt nach Argrohväterart. Es ist aber ein Jubeln darin, sie kennen sich alle, oder doch die meisten, und lachen und winken und rufen einander zu.

Und dann kommt ein ganz eleganter, zierlich gebant mit prächtigen Dedeln, die feurigen Klappen haben abgestimmtes Geläut. Fein und silberu, wunderlieblich zittert es durch die Winterluft. Aber die Damen in den eleganten Pelzen lachen und rufen und winken nicht mit. Stumm und stolz fahren sie vorüber.

Der Aufscher wirft ihnen einen Blick nach: „Die sind vom Gut.“

Aber die Pferde setzen sich in Trab und nun noch eine Biegung um den Eichenkamp, da liegt das Dorf im Sonnenschein. Solch' ein märkisches Dorf, ein wirkliches Dorf. Gott, Ihr Berliner, was wißt Ihr davon? Keine stolzen Villen, wie in Halensee, keine stattlichen Gärten; niedere Häuser aus Lehm und Fachwerk; man kann das Dach mit der Hand erreichen. Wenn die Haustür aufgeht, zieht Rauch heraus, mitten auf dem Hausflur liegt die Küche. Und der Herd ist aus Ziegelssteinen; Steine decken den Boden, harte Steine.

Und die lange Front hat nur wenig Fenster, und die Fenster sind niedrig und schmal. Wer vorübergeht, kann hineinsehen, Armeliger Hausat steht in der engen dämpfen Stube, arme Leute wohnen darin, Tagelöhner drüben vom Gut.

Das Gut ist prächtig. Hoch und stolz blüht das Schloß aus dem weiten Park. Schloß ist eigentlich zu viel gesagt, aber ein Herrenhaus ist es, weit und stattlich mit großen Sälen und hohen schimmernden Spiegelfenstern mit Balkons und Erker und Thürmen. Und der Park hat weite Auen und freie Plätze, und das Fließ geht mitten hindurch, da muß es sich gut träumen, wenn der Sommer kommt, wenn auf den Feldern die Sonne brennt, wenn die Tagelöhner kochen in der Hundstagsglut und hier das Eichlaub grüne Dämmerung spüht.

Aber jetzt liegt alles im Schnee. Im Schnee liegt die Kirche, und sie ist groß und stattlich und trägt an der Thür ein herrliches Schild, darauf steht in goldenen Lettern verzeichnet, was die Guts herrschaft für die Kirche gethan.

Im Schnee liegt auch die Schule. Sie ist klein und erdärmlich und hat nur eine Klasse, darin A-b-c-Schützen und Konfirmanden zusammen Lebensweisheit lernen. Es ist aber auch nur die Schule für Tagelöhnerkinder, es meldet auch kein Schild in Goldbuchstaben, daß überhaupt schon jemand etwas für die Schule gethan.

Ueber Reichtum und Glend deckt seine Hülle weiß und weich der Schnee.

Aber der Wind geht scharf übers Feld und die Sonne sinkt; hinter dem hohen Turm des Schlosses glüht ein blutiges Abendrot. Der Aufscher wendet den Schlitten zur Umkehr, er sieht in die rote Glut und haucht in die Hände: „Ja glöw, dat will wedder seeren tau Nacht. Ja glöw, wi frigen harte Liden.“ —

ss. Ueber den Nährwert des Eies plaudert ein Mitarbeiter der „Blätter für Volksgesundheitspflege“. Es ist gar nichts Ungewöhnliches, daß einem Kranken das Eigelb in der Suppe verührt, das Eiweiß aber vorenthalten wird. Das ist ziemlich das Umgekehrte, was man mit einem Ei thun kann, denn sein wertvollster Bestandteil ist im Eiweiß in erheblich größeren Mengen enthalten als im Eigelb. Das Eidotter hat allerdings auch einen sehr bedeutenden Nährwert, aber hauptsächlich wegen seines Fettgehalts. Das Eiweiß, wie es als Bestandteil des Eies vorkommt, ist in seiner Zusammenfassung keineswegs dasselbe wie das Eiweiß nach dem Sprachgebrauch des Chemikers, denn es besteht nur zu etwas über 13 Proz. aus eigentlichem Eiweiß und zu fast 87 Proz. aus Wasser. Immerhin verhält sich der Eiweißgehalt im Eireiweiß zu dem im Eigelb wie 5:3. Da nun das Eiweiß als der wichtigste Nährstoff und als die hauptsächlichste Quelle der Lebensenergie angesehen wird, so kann das Urteil über das Wertverhältnis der beiden Bestandteile des Eies nicht zweifelhaft sein.

Nebrigens wird der Nährwert des einzelnen Eies ebenso oft überschätzt wie unterschätzt. Eine Redensart wie: ein Ei ist ebenso viel wert wie ein halbes Huhn, ist wohl mehr um eines Saferes willen entstanden, zum mindesten nicht ernst zu nehmen. Ein Pfund Fleisch ist nach dem heutigen Preise billiger als diejenige Anzahl Eier, die demselben Nährwert an Eiweiß und Fett geben würden, denn ein Ei wiegt in dieser Beziehung nur etwa 40 Gramm Fleisch oder 150 Kubikcentimeter Milch auf. Andererseits ist die Verwendung der Eier von höherem Wert überall da, wo eine Steigerung des Nährwerts und des Wohlgeschmacks gleichzeitig gewünscht wird, und da das beinahe immer der Fall ist, so folgt daraus die unvergleichliche Bedeutung des Eies in unserer Kost. Nun kommt es aber noch sehr auf die Art an, wie das Ei genossen wird. Daß es möglichst frisch sein muß, ist selbstverständlich, und von der Güte des Eies kann sich in dieser Beziehung jeder leicht überzeugen, da sich frische Eier durch ihre größere Durchsichtigkeit und durch ihr größeres Gewicht auszeichnen. Frische Eier müssen in einer 5 bis 10prozentigen Kochsalzlösung zu Boden sinken. Mit den bekanntesten Mitteln, unter denen das Kaltwasser wohl die weiteste Verbreitung hat, lassen sich Eier lange aufbewahren, ohne daß ihr Nährwert beeinträchtigt wird, falls das Eindringen von Fäulniskeimen durch die Schale verhindert wird. Die Abnahme der Durchsichtigkeit und des Gewichts beruht nämlich ausschließlich auf einem Wasserverlust infolge der Verdunstung durch die Poren der Eierschale. Die zweckmäßigste Art der Verpeisung eines Eies ist das Verquirlen des ganzen Inhalts, die ungewöhnlichste das Trinken roher Eier. In letzterem Fall ballt sich nämlich das Eiweiß im Magen zu einer knetigen Masse zusammen und wird nur in ganz kleinen Teilen verdaut. Gekochte Eier sind rohen Eiern daher immer vorzuziehen, und selbst ein hart gekochtes Ei wird niemand schwer verdaulich finden, wenn er sich zu einer Zerkleinerung im Munde Zeit läßt, wie ja überhaupt die sogenannte schwere Verdaulichkeit von Speisen in vielen Fällen durch ein sorgfames Kauen zum mindesten teilweise aufgehoben wird. —

Theater.

Berliner Theater. „Maria von Schottland.“ Teil I: „Darnley“, Schauspiel in vier Akten von Björn Stjerne Björnson. — Der große und unerwartete Erfolg, den Lindau mit der Aufführung von „Ueber unsre Kraft“ erzielte, und die absolute Dürre in der gegenwärtigen dramatischen Produktion lassen den Versuch, den er jetzt mit einem der historischen Jugenddramen des Dichters gemacht hat, erklärlich erscheinen. Zum Ruhme Björnsons dürfte aber diese Ausgrabung wenig beitragen. Dem Stücke fehlt es an ausgeprägter Physiognomie, an Plastik, an Konzentration, an Uebersichtlichkeit und Schlagkraft der Handlung, an jener Kunst, den geschichtlich gegebenen Stoff auf einen einfach klaren, menschlich interessanten Konflikt zu reduzieren. Allen möglichen geschichtlichen Kleinram, der uns nicht im geringsten interessiert, müssen wir mit in Kauf nehmen, ohne daß darum das Zeitbild uns lebendiger würde. In breiten Partien sinkt das Schauspiel, welches ein historisches Drama sein will, zur dramatisierten Historie herab. Nichts von dem Wirrwarr der Verschwörungen, Intrigen und Verrätereien, die sich um Darnley und Maria Stuart herumdrängen, wird uns erspart. Man hat Mühe, sich darin zurechtzufinden, und die Fäden psychologischer Entwicklung, die angespannen sind, reißen unter der Wucht dieses schwerlastenden, toten Stoffes immer wieder ab. Maria Stuarts und zum Teil auch Darnleys Charakteristik bleibt in aphoristischen Ansätzen stecken.

Der wirkliche Darnley, der neunzehnjährige Gemahl der jungen schottischen Königin, der, um ihre Hand zu erhalten, seinen protestantischen Glauben abgeschworen hatte, war ein roh-brutaler Wüstling. Um sich an Maria, die ihm ihre Verachtung fählen ließ, zu rächen, brach er mit seinen Spießgesellen in die Gemächer der Königin und tötete vor ihren Augen ihren vertrauten Sekretär und Günstling, den Italiener Rizzio. Und wie er gegen Maria mit den unzufriedenen Lords konplottiert hatte, so schlug er sich, als sie aus der Gefangenschaft befreit war, auf ihre Seite und lieferte die Mitverwickelten aus Messer. Die Streitmacht derselben wurde zerstreut, sie selbst, so weit sie durch die Flucht sich nicht zu retten vermochten, verhaftet und hingerichtet. Nach einer kurzen Zeit der Versöhnung rüstete seine Noheit neuen Streit hervor. Maria trennt sich von ihm. Bothwell, der erste ihrer Heerführer, wirbt um ihre Liebe und erdrosselt den erkrankten Darnley. Die Heirat des Mörders mit der Witwe des Gemordeten sacht den Aufbruch von neuem an. Maria wird zur Abdankung gezwungen. In England, wohin sich die Flüchtlinge wendet, wird sie die Gefangene Elisabeths und endigt — trotzig, mit dem Ruf nach blutiger Vergeltung, ganz anders als das sanftverklärte Schillerische Nachbild — ihr Leben auf dem Schaffot.

Der erste auf dem Berliner Theater aufgeführte Teil der Björnson'schen Maria Stuart-Tragödie schließt mit der Ermordung Darnleys. Der Darnley Björnsons verliert all die Grueelhatten und Verrätereien, von denen die Geschichte berichtet, aber doch ist er mehr unglücklich als schlecht. Es ist etwas Kindliches in ihm und glühendes Sehnen nach Liebe. Mit allen Fasern seines Herzens hängt er an Maria, hinter jeder Kränkung, die er ihr zufügt, steht das Verlangen, die ihm immerlich Verlorene zurückzugewinnen.

Verantwortlicher Redacteur: Carl Reid in Berlin.

und die furchtbare Angst, daß alles doch vergeblich seht wird. Unfähig jedes ruhigen Urteils und jeder Selbstbeherrschung ist er ein Spielball des flüchtigsten Eindrucks. Wie die Eiferucht eine solche Seele martert, wie der wahnsinnige Gedanke in ihm aufsteigt, Rizzio vor den Füßen Marias niederzustreten und durch das Fürchterliche der Mache den Trost des Weibes zu brechen und ihre sich ihm versagende Liebe zu erobern, das ist mit feiner psychologischer Kunst entwickelt. Sehr wirksam, wenn auch allzu wenig vorbereitet ist dann die Scene, in der er, der Abtrümmige des protestantischen Glaubens, als die letzten Hoffnungen der Liebe ihm zerronnen sind, John Knox, den strengen und gewaltigen Prediger des neuen Glaubens, aufsucht. Seine Seele ist wund geworden von den Qualen, die er erduldet hat, von Reue und Scham. Und plötzlich bei den gütig erstickten Worten des Priesters bricht das überall zurückgestoßene Liebesempfinden in die helle Flamme eines selbstlosen, religiös sich hingebenden Gefühles aus. „Ach ich habe ein so heißes Verlangen nach Liebe.“ Und Knox weist ihn von sich zu dem „Höheren, der Hilfe senden wird, die niemand ahnt.“ Aber es war der Enthusiasmus weniger Augenblicke. Dann kehrt die Liebe, die sich zu höherem Schwünge zu entfalten schien, zum Weibe, zu Maria zurück. Der Gedanke an sie verklärt ihm seine letzte Stunde, als der Meuchelmord Bothwells schon vor dem Thore lauert.

Maria selbst ist in dem Stück bei weitem weniger interessant. Die Gestalt hinterläßt keinen irgendwie bestimmten Eindruck. Die vielerlei Züge runden sich zu keinem Bilde. Vor allem, auch Marias Verhältnis zu Darnley bleibt unklar. Man sieht nicht recht, wie Haß und Liebe hier ineinanderfließen. Das Allerwichtigste wird hier oft mit ein paar erzählenden Worten abgethan, während allerlei Verschwörer und Kronprätendenten mit weitgehendster Redefreiheit ihre gleichgültigen Pläne erörtern dürfen.

Während sonst im allgemeinen gut gespielt wurde — Harry Walden war sogar ganz ausgezeichnet als Darnley, er brachte das Gemisch von Weichheit und Wildheit in dieser Figur wunderbar heraus —, wurde die unglückliche Schottenkönigin auch in dieser Hinsicht vom Unglück verfolgt. Eine Darstellung, wie sie ihr hier zu Teil wurde, hatte sie trotz aller ihrer Sünden nicht verdient. —
—dt.

Humoristisches.

— Berraten. „Warum bist Du gestern nicht in die Schule gekommen, Pepi?“

„Das steht ja auf dem Zettel!“

„Dummer Junge, ich will wissen, was Dir gefehlt hat!“

„Das hat mir mei' Mutter net g'lagt!“ —

— Arge Enttäuschung. Freundin: „Was ist Dir denn, meine Liebe? Du bist ja ganz ans dem Häuschen!“

Frau: „Ach, mein Mann, der Barbar, hat mich vorhin, als ich wegen eines neuen Kleides ohnmächtig wurde, tief verletzt!“

Freundin: „Das hält' ich von Deinem Gatten gar nicht erwartet! . . . Was that er denn?“

Frau: „Den! Dir nur, photographiert hat er mich!“ —

— Ein Schlaucherl. Frau: „... Das sag' ich Dir aber Moisi, eingeseht wird auf dem Heimwege nicht mehr!“

Mann: „Natürlich nicht! Wir wollen auch zur Vorsicht hier so lange sitzen bleiben, bis alle andren Lokale geschlossen sind!“

(„Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Herr Julius Meier-Graefe, einst Redacteur des „PAN“, ist jetzt in Paris Direktor eines modernen Kunstgewerbe-Vazars. —

— „Es lebe das Leben“, Sudermanns neues Stück, hat im Deutschen Theater in zehn Vorstellungen eine Einnahme von 35 200 Mark gebracht. —

— Das „Neue Kinder-Theater“ gastiert heute, nachmittags 4 Uhr, zum letztenmal im Trianon-Theater. —

— „Alt-Heidelberg“ hat dem Berliner Theater, unter der Direktion Lindau, den größten bisherigen Erfolg gebracht. Während der ersten fünfzig Aufführungen wurden fünfzigmal ausverkaufte Häuser erzielt. —

— Das Deutsche Schauspielhaus in Hamburg hat einen kaufmännischen Veirat erhalten. — Nun wird man es wohl etwas billiger machen! —

— D'Alberts Oper „Der Improvisator“ geht am 25. Februar im Opernhause erstmalig in Scene. —

— Millöckers Operette „Gasparone“ wird nächstens im Carl Weisk Theater aufgeführt werden. —

— Die Gruppe der Sechzehn, die aus der SeceSSION ausgeschieden ist, wird in der Großen Berliner Kunstausstellung eigne Säle und eigne Jury erhalten. —

— Bei Bertheim wird am Montag ein neuer Ausstellungs-Cyklus eröffnet, der Gemälde von Hamburger und jungen Berliner Künstlern bringen wird. —

Druck und Verlag von Max Bading in Berlin.